

Erschienen in: Bruder, Klaus-Jürgen; Christoph Bialluch & Leuterer, Bernd (Hg.): Macht – Kontrolle - Evidenz. Psychologische Praxis und Theorie in den gesellschaftlichen Veränderungen. Gießen (Psychosozial), S. 395-417.

Psychologie und gesellschaftlich-emanzipatorische Praxis. Zur Aktualisierung einer interventionistisch ausgerichteten politischen Psychologie in postfordistischen Zeiten

Markus Brunner

Peter Brückner entwickelte in den 1960er und 1970er Jahren das Konzept einer politischen Psychologie, die nicht nur – wie die Sozialpsychologie der Kritischen Theorie – die gesellschaftlichen Verhältnisse aus einer sozialpsychologischen Perspektive analysiert, also den sogenannten ›subjektiven Faktor‹ gesellschaftlicher Prozesse in den Blick nimmt. Brückner ging es darüber hinaus um eine Psychologie, die sich als Teil des praktisch-politischen Projektes gesellschaftlicher Emanzipation versteht und die Emanzipationsbewegungen ihrer Zeit reflektierend begleitet und in dieser Auseinandersetzung selbst politisch interveniert.

Ich will diesen Impuls aufgreifen und im Folgenden Brückners Projekt und seine Analysen der Protestbewegungen der 1960er Jahre eingehender vorstellen, um dann ausgehend von eigenen Erfahrungen im Rahmen unipolitischer Arbeit und in den Wiener Uniprotesten 2009 nach veränderten Bedingungen von Protesten heute und damit auch nach der Aktualität von Brückners Analysen zu fragen. Es wird mir dabei zentral um die Frage gehen, inwiefern die gesellschaftlichen Veränderung hin zu einer ›postfordistisch‹ genannten Produktionsweise sich auch in den Protesten und den in ihnen agierenden Subjekten niederschlagen und was dies für heutige politisch-psychologische Analysen bedeuten könnte.

Brückners politische Psychologie

Brückner begleitete ab den späten 1960er Jahren bis zu seinem frühen Tod 1982 theoretisch die verschiedenen sich als emanzipatorisch verstehenden Bewegungen, von der vor allem von Studierenden getragenen Protestbewegung, die unter dem Stichwort »68er-Bewegung« in die Geschichte einging, über die aus ihrem Zerfall hervorgehenden verschiedenen sogenannten »neuen sozialen Bewegungen« bis zu bewaffneten Gruppen wie der RAF. Diese Bewegungen wollte er aus ihrem Kontext heraus verstehen, ihr emanzipatorisches Potenzial ausloten und aus einer grundsätzlich solidarischen Haltung heraus auch kritisch beleuchten – häufig im expliziten Dialog mit den Gruppen.

Es ging ihm dabei um Interventionen, um ein »Eingreifen im politisch entscheidenden Moment, nicht erst, wenn etwas ›theorieförmig‹ geworden war« (Bruder-Bezzel/Bruder 1995, S. 55). Die Geschichte und die Subjekte in ihr zu begreifen, war ihm stets nur in einem kollektiven, dialogischen Prozess denkbar, der gerade auch Vorläufiges, erst gemeinsam zu Diskutierendes zuließ und der auch die eigene Subjektivität und die eigene intellektuelle und affektive Verstrickung in gesellschaftliche Prozesse in den Blick rückte. Es sollte gerade der Zusammenhang zwischen Geschichte, aktueller gesellschaftlicher Situation und eigener Innerlichkeit immer wieder neu reflektiert werden.

Die Normalität des Alltäglichen, Vertrauten und Natürlichen sowohl in der Realität wie auch in den Agierenden selbst sollte kritisch durchdrungen und zerrissen werden, um beides, die gesellschaftliche Wirklichkeit wie die eigene Subjektivität als geschichtlich entstandene und damit auch von Herrschaftsverhältnissen durchdrungene erkennen zu können. Angedockt wurde dabei an das Freud'sche »Junktum von Heilen und Forschen« (Freud 1927, S. 293), an die Idee, dass erst im Prozess der Überwindung von Widerständen und im Durcharbeiten von

Konflikten diese und ihre Motive erkenn- und vor allem auch fühlbar werden. Aber Brückner wendete diesen Prozess in seiner politischen Psychologie ins praktisch-politische: »Zur Methode ihrer Erkenntnis gehört politische und psychologische Aktivität; sie *erkennt* Tatbestände, indem sie versucht, die Tatbestände zu *verändern*« (Brückner 1968b, S. 95; Hervorh. im Orig.). Erst beim Versuch, »ein Stück sozialer Wirklichkeit in Richtung auf größere Demokratisierung und Transparenz zu verändern« (ebd., S. 135), im eigenen Erleben dabei, im Spüren der eigenen Ängste, der Lust an neuen Freiheitsmomenten und dem Erfahren der Reaktion der gesellschaftlichen MachttträgerInnen und der Mehrheitsgesellschaft entschlüsselt sich den Agierenden der gesellschaftliche Zusammenhang, die »Herrschaft der Verhältnisse«, als »Verhältnis von Herrschaft« (Brückner 1970, S. 33). In diesem Vorschein freierer gesellschaftlicher Verhältnisse werden zugleich die bestehenden Zwänge auf das Denken und Handeln erfahren, aber auch lebensgeschichtlich verschüttete Glücksversprechen und Lusterfahrungen offengelegt. In der praktisch-politischen Tätigkeit verzahnen sich so gesellschaftliche Emanzipation und Selbstbefreiung von verinnerlichten Normen und Idealen.

Gerade die emanzipatorischen Strömungen, denen es auch um eine Auseinandersetzung mit der eigenen Subjektivität und mit zwischenmenschlichen Beziehungen ging, also insbesondere die antiautoritären Tendenzen der Protestbewegung, interessierten Brückner sehr. Er sah in ihnen früh eine notwendige Ergänzung zu den kommunistischen und sozialistischen Gruppierungen, die über politische und ökonomische Machtkämpfe die kapitalistischen Verhältnisse zu überwinden suchten. Beides, so Brückner, ist notwendig, beides kann aber auch nicht einfach in eins gesetzt werden: »Machtpolitisch lassen sich Voraussetzungen dafür schaffen, daß sich die Abhängigen aus ihrem Zustand von Ohnmacht emanzipieren; die Voraussetzung dafür, daß die einzelnen die neue Möglichkeit zur Emanzipierung auch ergreifen *können*, ist eher Sache einer psychoanalytisch orientierten Strategie« (Brückner 1969, S. 64).

Die vor allem aber nicht nur studentischen antiautoritären Protestbewegungen der 60er Jahre deutete er als »Überbauphänomen« (Brückner 1974, S. 89), das sich dem Zeitpunkt, Form und Inhalt nach nicht unmittelbar aus der Kapitalbewegung und ihren Krisenerscheinungen herleiten ließe, vielmehr gerade aus der spezifischen privilegierten Situation der Studierenden, als ein Stück weit von der Produktionssphäre Distanzierte, begriffen werden müsse. Seine späteren Theoretisierungen (Brückner 1975, 1982) erkannten in ihnen und in den in den 1970er Jahren entstandenen »neuen sozialen Bewegungen« ein neues, vom Klassenkampf zu unterscheidendes Paradigma von Umwälzung, das aus dem Entstehen von Massenpopulationen, der Verstädterung und der Herstellung einer universelleren »Normalität« zu erklären sei. Der Kapitalismus glich in den Industrienationen die Lebensverhältnisse der Menschen zumindest tendenziell einander an, produzierte damit aber zugleich aus dieser Normalität, der »eindimensionalen Gesellschaft« (Marcuse 1964) – Brückner nannte diese neue Konstellation wegen ihres stabilisierenden Charakters »Posthistoire« –, Abweichende, Ausgeschlossene, Minoritäre, die auf eine andere Weise revoltierten als die in Kapitalverhältnissen ausgebeutete ArbeiterInnenschaft. Die Subjekte dieser Revolte zielten als meist außerhalb der Arbeitsverhältnisse vergesellschaftete eher auf eine kulturevolutionäre Aneignung von Lebensbedingungen, auf eine Umwälzung von Alltäglichkeiten, nicht nur der Güterproduktion, sondern auch der »Produktion von Erfahrung, von Ich-Synthesen, von Wissen, von Sinn« (Brückner 1982, S. 263) und Sinnlichkeit. Weil Ausbeutung und ausschließende, versteinerte »Normalität« gleichzeitig existierten, sich durchaus auch verschränkten, würden Klassenkampf und Kulturrevolution sich auch nicht gegenseitig falsifizieren, sondern hätten beide ihren emanzipatorischen Sinn. Die theoretischen Anstrengungen hätten sich darauf zu richten, mögliche Zusammenhänge zwischen der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft und der alltäglichen »gelebten Erfahrung« der Individuen und damit auch zwischen den unterschiedlichen Umwälzungsparadigmen zu ergründen, wobei ein eklektischer Zugang zuweilen durchaus notwendig sei (vgl. Brückner 1975, S. 107).¹

¹ Nur nebenbei sei angemerkt, dass diese Überlegungen Fragen aufwerfen, die heute sehr aktuell diskutiert werden in den Versuchen einer Vermittlung oder Verhältnisbestimmung von einerseits marxistisch orientierten und

In den antiautoritären Protesten sah Brückner also eine neue, beim Subjekt und den zwischenmenschlichen Beziehungen ansetzende Form der Revolte. Er analysierte genau die Bedingungen, unter denen sie entstand (vgl. Brückner 1970; 1971, S. 131ff.; 1974, S. 95f.): Die breite Anrufung der BürgerInnen als möglichst hemmungslose KonsumentInnen, die Sexualisierung der Öffentlichkeit und die Kommerzialisierung von Sexualität und Sinnlichkeit weckte Bedürfnisse und ließ soziale Normen tendenziell, aber insbesondere in den Familien und damit auch in der Subjektivität der Heranwachsenden nicht gänzlich erodieren, was potenziell explosive Spannungen bei den Jugendlichen produzierte. Die neue Konsumtionsmoral kollidierte auch mit der trotzdem noch zentralen Leistungsmoral, die die Arbeitswelt forderte. Eine eher oberflächlich mildere Erziehung zur (stabilisierenden) ›Toleranz‹ in den Mittelschichtsfamilien stieß auf gesellschaftliche Kälte und untergründige Aggressionen. Die Freiheit von Erwerbsarbeit im »Kulturschutzpark« (Brückner 1970, S. 40) Universität und die damit ermöglichte »verlängerte Pubertät« (Brückner 1968a, S. 85) schuf bei den Studierenden die Voraussetzung für die Entwicklung einer ›neuen Sensibilität‹ für Innerlichkeit und Leid und machte die gesellschaftlichen Anpassungsforderungen als Zwang erfass- und artikulierbar. Zudem ermöglichte die privilegierte Lage ein Aufbegehren ohne die Gefahr von schweren Sanktionen, wie sie in der Arbeitswelt für Lehrlinge und ArbeiterInnen durch drohende Entlassungen, Gehaltsabzüge, Beförderungssperren etc. gegeben waren.

Brückner las die Protestbewegung als eine von »Halb-Emanzipierten« (1970, S. 54), die einen Vorgeschmack auf freiere Verhältnisse erlebt hätten und nun gegen die einem befriedigteren Leben entgegenstehenden, durchaus auch tendenziell verinnerlichten gesellschaftlichen Normierung und Leistungszwänge aufbekehrten. In kollektiven Akten der Provokation griffen sie die gesellschaftlichen Normen und die ihnen zugrunde liegenden Verhältnisse an, forderten Emanzipation für alle und versuchten dabei zugleich, sich selbst von Ängsten und verinnerlichten Normen zu befreien. Zudem suchten sie in Wohngemeinschaften, Kommunen, aber auch in basisdemokratischer politischer Arbeit neue Wahrnehmungs-, Denk-, Lebens- und Beziehungsformen zu finden.

Die staatstreuen BürgerInnen und die nichtrevoltierenden Mitstudierenden fühlen sich, so Brückner, durch die studentischen Provokationen angegriffen. Das Aufbegehren der Studierenden produziert bei ihnen nicht nur Neid, Angst um ihr Kleingeld und bei den Männern vor der Emanzipation der Ehefrauen und Töchter und dem Verlust männlicher Privilegien, sondern auch tiefe Schuld- und – durch die staatliche Repression und mediale Hetze zementierte – Vergeltungsängste: Sie haben die gesellschaftlichen Normen und Ideale verinnerlicht, unliebsame Strebungen verdrängt und benötigen die Identifizierung mit den Mächtigen, der Mehrheitsgesellschaft und ihren Werten als narzisstische Ich-Stabilisatoren. Der Angriff der Protestierenden auf Demokratie, Familie und Gesellschaft weckt zwar auch in ihnen ein Freiheitsbegehren, aber sogleich auch an dieses gekoppelte Schuldgefühle, weshalb das Begehren abgewehrt, auf die rebellierenden Studierenden projiziert und da aggressiv verfolgt werden muss, während zugleich als Kompensation die Identifikation mit der gesellschaftlichen Herrschaft verstärkt wird (vgl. dazu Brückner 1966, 1968b, 1969).

Keinesfalls idealisierte Brückner aber die Studierenden und ihre Bedingungen. Die Abschottung von der Produktionssphäre brachte auch einen Mangel an Realitätssinn und eine geringe Frustrationstoleranz mit sich; und auch das in den Selbstbefreiungsakten zum Vorschein Gebrachte waren keineswegs nur ›humane‹ Regungen. »[D]ie Freigesetzten sind noch ›reaktionär‹« (Brückner 1971, S. 134), vom vorherrschenden falschen Bewusstsein gezeichnet: Es zeigen sich Aggressionen, Machtfantasien, Protzerei, Sexismus, egoistisches Verhalten, flüchtige und unverbindliche Objekt- und Liebesbeziehungen, ein Schwund an Zärtlichkeit (vgl. Brückner 1972, S. 179), es zeigen sich auch neue, dogmatische Normen. Aber: Erst das Zum-Vorschein-Kommen ermöglicht es, die Gefühle und Bedürfnisse zu resozialisieren. In der »organisierten Selbstfreigabe« (Brückner 1970, S. 61; Hervorh. M.B.), in der kollektiven, *theoretisch fundierten und politischen* Reflexion, im Erinnern,

andererseits an Foucaults historische Untersuchungen anschließenden Gesellschaftsanalysen und in den Debatten über die aus ihnen je folgenden Vorstellungen gesellschaftlicher Emanzipation.

Wiederholen und Durcharbeiten liegt das Potenzial einer humanisierenden Wahrnehmungs- und Einsichtsveränderung.

Zugleich darf die Selbstbefreiung nie von der gesellschaftsverändernden politischen Praxis abgekoppelt werden, eine Abschottung in der ›Gegengesellschaft‹ verstümmelt die Emanzipation und entpolitisiert sie. Freie Sinnlichkeit wäre erst auf der Basis einer ökonomischen Revolution möglich, welche die von der Produktion geforderten Leistungszwänge für alle überwindet, vorher nicht (vgl. Brückner 1971, S. 147). Eine solche umfangreiche gesellschaftliche Umwälzung fordert aber eine »disziplinierte[N] Revolutionär[In]« (Brückner 1972, S. 183) und eine disziplinierte Organisation der politischen Tätigkeit, die dem Vorhaben der antiautoritären Rebellion, Subjektivität, Bewusstsein und soziale Beziehungen in einem Akt des Ungehorsams und der Disziplinverweigerung zu verändern, unaufhebbar entgegensteht. Eine ähnliche Spannung zeigt sich auch in der Zeitperspektive der Selbstbefreiung: Wo die Provokation gerade auf der *sofortigen Befriedigung* von Bedürfnissen besteht und von dieser Forderung lebt, bedarf der Prozess der *Bedürfnisveränderung* einer Frustrationstoleranz, weil Veränderung auch immer ›Aufschub‹ meint, Durcharbeiten und Reflektieren gerade dem Ausagieren entgegenstehen. Auch noch auf einer anderen Ebene zeigt sich diese zeitperspektivische Diskrepanz: Gegen den sicher langwierigen Prozess gesellschaftlicher Umwälzung steht die nur vorübergehende Existenz von SchülerInnen und Studierenden, die ihren »Kulturschutzpark« und damit die Freiheit zur Rebellion bald verlassen müssen (vgl. Brückner 1970, S. 66ff.). Angesichts dieser unauflösbaren Spannungen ergänzt Brückner seinen gegen Adornos Satz, es gäbe kein richtiges Leben im Falschen, gemachten Einwurf, es gäbe doch ein richtigeres, eine »minimale Differenz«, die es zu verteidigen gälte (vgl. ebd., S. 60), um den folgenden: »Das Richtige ist schwer zu haben, schwer zu finden« (ebd., S. 71).

Brückners Impulse zur Selbstbefreiung und zu einer politisch-psychologischen Selbstreflexion der politischen Praxis haben mich während meines Studiums immer wieder begleitet. Gerade in den letzten Jahren wurden die universitäre Disziplinierung der Studierenden durch verschultere Studiengänge, durch verstärkte Leistungskontrollen und Anwesenheitsüberwachung und durch Studien- und Langzeitstudiengebühren massiv forciert und die inhaltlichen, zeitlichen und auch räumlichen studentischen Freiräume eingeschränkt.

Zugleich machten sich aber in den Kämpfen gegen diese Disziplinierungen durchaus auch neue Themen bemerkbar, mit denen die Protestierenden der 1960er/70er Jahre noch weniger konfrontiert waren: Der aus dem erhöhten Druck erwachsende Wunsch nach mehr studentischen Freiräumen prallt zugleich auf massive, vor allem finanzielle Existenz- und Zukunftsängste. Diese bewegen die Studierenden dazu, ihr Studium möglichst ohne Zeitverzögerung zu absolvieren und es häufig auch gezielt auf mögliche zukünftige Arbeitsmarktchancen auszurichten, was auch bedeutet, die Mitstudierenden als potenzielle KonkurrentInnen stets im Auge zu behalten.²

Die Zunahme von solchen Existenz- und Zukunftsängsten verweist natürlich auf größere gesellschaftliche Umbrüche und ihre Folgen, die auf der NGfP-Tagung ja gerade im Zentrum stehen sollten. Während an den Universitäten, so die Dozierenden der Wiener Akademie der bildenden Künste, »ein neofordistisches Disziplinarsystem sozusagen nachträglich installiert« (Wiener Kollektiv 2009, S. 39) wird, ist gesamtgesellschaftlich eine postfordistische Deregulierung zu verzeichnen. Diese verändert die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen nachhaltig, was ich im Folgenden nachzeichnen will, um schließlich danach zu fragen, wie sich diese Veränderungen auch in heutigen studentischen Protestaktivitäten niederschlagen.

Subjekte im Postfordismus

² Vgl. zu den veränderten Bedingungen an den Universitäten auch meine Überlegungen zu den Wiener Uniprotesten (Brunner 2010), ebenso Ruck et al. (2010).

Über die veränderte Situation der heutigen Individuen im sogenannten »Postfordismus« fanden in letzter Zeit breite Diskussionen statt. Die Stichworte dabei sind »der flexible Mensch« (Sennett 1998), das »unternehmerische Selbst« (Bröckling 2007) oder der/die »Arbeitskraftunternehmer[In]« (Pongratz/Voß 1998), wobei diese Bezeichnungen auf neue *Anforderungen* an die Individuen verweisen. Diese sind eingebettet in veränderte Arbeits- und Lebensverhältnisse. Schon seit den 1970er Jahren, aber besonders in den 1990er Jahren fand in vielen Arbeitssektoren eine Dezentralisierung der Produktion statt: Die bürokratischen Großunternehmen, in denen alle Angestellten ihren festen Platz und minutiös festgelegte Arbeitsaufgaben hatten, wurden durch sogenannte »schlankere« Unternehmen überholt und ersetzt, deren interne Organisation durch kleine, relativ autonom agierende Arbeitsgruppen strukturiert ist. Die Anstellungsverhältnisse wurden vervielfältigt (Projekt-, Werk-, Zeitverträge) und die Entlohnungssysteme haben sich flexibilisiert (Boni, Prämien, Gewinnbeteiligung), gleichzeitig wurde das Personal ausgedünnt, das heißt, die von den Einzelnen zu leistende Arbeitsmenge wurde größer, auch immer mehr Verantwortung wurde an den Einzelnen abgegeben. Das bedeutet, dass die Marktgesetze und der damit zusammenhängende Konkurrenzkampf nun viel unmittelbarer in die Unternehmen hineinragen; die Individuen und Arbeitsgruppen werden ständig evaluiert und wer sich zu wenig initiativ zeigt, muss fürchten, bei der nächsten Rationalisierungswelle entlassen zu werden (vgl. dazu Pongratz/Voß 1998; Boltanski/Chiapello 1999, S. 209ff.). Es entsteht eine ständig drohende, prekäre Situation, wobei das Ansteigen von Arbeitslosigkeit, generell sinkende Löhne und der gleichzeitige starke Abbau von sozialstaatlichen Abfederungsmechanismen die Situation verschärfen. Die neue Flexibilität der Unternehmen und die Auflösung der rigiden tayloristischen Arbeitsstruktur biete aber, dies die vorherrschende Ideologie, auch den Angestellten neue Freiheiten, was z.B. Arbeitszeiten und -orte aber auch die eigenständigere und kreativere Gestaltung ihrer Arbeit anbelangt.

Auch die außerbetriebliche »Lebenswelt« hat sich seit den 1960er Jahren massiv verändert; auch hier wurden die alten starren Normen aufgelöst. Die Lebens- und Beziehungsformen wie auch die Sexualität haben sich nicht zuletzt durch ihre Kommerzialisierung entdifferenziert. Das schafft ungeahnte Freiheiten, gerade für Angehörige sexueller und geschlechtlicher Minderheiten, die durchaus auch erkämpft wurden, aber die neuen Freiheiten sind auch hier zu einem Zwang geworden: einem sozialen Zwang zur Flexibilität, zur ständigen Neuerfindung und Selbstinszenierung und zu einer schonungslosen Infragestellung von allem Stablen (vgl. Sigusch 1998).

Gleichzeitig – und das ist der ständigen Rede von Flexibilisierung und Deregulierung entgegenzuhalten – bleiben viele der gesetzlichen und institutionellen Schranken und Kontrollen weiterhin bestehen, ja zum Teil werden sie gerade auch weiter verschärft: verschärfte Asylgesetze, staatliche Überwachung, Ausweitung von Strafsystemen und Sicherheitsdiskursen, geringere Entlohnung von Frauen etc. Auch in der »tabulosen« Lebenswelt finden sich doch noch – oder gerade wieder – sexistische, rassistische und homophobe Normierungen. Es gibt Ungleichzeitigkeiten und Gegenläufigkeiten zwischen vermeintlich alten Disziplinierungs- und neuen Entgrenzungsmechanismen, die sich auch gegenseitig bedingen und hervorbringen.

In ihrer Analyse zum sogenannten »neuen Geist des Kapitalismus« zeichnen Boltanski und Chiapello (1999) nach, dass die Umgestaltung der Gesellschaft zumindest *auch* auf einer Integration von Forderungen aufbaute, die kritisch gegen den fordistisch organisierten Kapitalismus vorgebracht wurden. Sie unterscheiden zwischen zwei Formen von Kapitalismuskritik, einer eher von Gewerkschaften und anderen ArbeiterInnen-Organisationen getragenen »Sozialkritik« einerseits, die sich gegen ökonomische Ausbeutung, soziale Ungleichheit und egoistische Partikularinteressen richtet, und einer traditionell eher von Intellektuellen und KünstlerInnen getragenen »Künstlerkritik« andererseits, die die Entfremdung, Standardisierung und Kommerzialisierung von Dingen, Menschen und Lebenswelten beklagt (vgl. ebd., S. 79–84).³ Während die beiden Formen der Kritik in der

³ Diese Zweiteilung erinnert durchaus an Brückners Unterscheidung von sozial- und kulturrevolutionären Protestformen.

(zumindest französischen) ›68er«-Bewegung zusammenkamen, wurden als Reaktion darauf Teile der ›Künstlerkritik« bei der postfordistischen Umgestaltung des Kapitalismus aufgegriffen, z.B. Forderungen nach mehr Autonomie, Flexibilität, Mobilität und nach einer Überwindung rigider Normen und Moralvorstellungen in der Arbeits- und Lebenswelt. Boltanski und Chiapello zeichnen historisch nach, wie z.B. Formen von kollektiver Projektarbeit, die im Rahmen der Protestbewegung und im linken Spektrum entwickelt worden waren, von großen Unternehmen aufgegriffen und ehemals kritische Begriffe zu Leitbegriffen der neuen Führungs- und Legitimationsstrategien wurden (vgl. v.a. ebd., S. 89–146).

An Boltanskis und Chiapellos Ausführungen ist meines Erachtens einiges zu kritisieren,⁴ aber doch zwingen ihre Ausführungen uns dazu, gerade auch gegenwärtige Formen des Protests und der in ihnen artikulierten Kapitalismuskritik genauer zu beleuchten. Erstens sind gewisse Kritikformen, die sich gegen fordistische Disziplinierungen, autoritäre Hierarchieformen und moralische Schranken der 1950er und 60er Jahre richteten, den neuen Verhältnissen in vielen Bereichen nicht mehr angemessen. Zweitens zeigen ihre Analysen – das ist eigentlich banal und doch immer wieder zu betonen –, dass Kapitalismuskritik nicht immer eine emanzipatorische Richtung einschlagen muss, sondern auch das Bestehende stärken oder gar gefährlich reaktionär werden kann.

Die Analysen von Boltanski und Chiapello geben zwar nur Brückners ständigem Beharren darauf recht, dass Selbstbefreiung und gesellschaftliche Emanzipation immer zusammengedacht werden müssen, aber dieses Zusammendenken erfordert auch, das Spannungsverhältnis von kultur- und sozialrevolutionärer Praxis unter aktuellen Bedingungen nochmals auszuloten. Gerade erstere, die bei den subjektiven Wünschen und Bedürfnissen der Protestierenden andockt, hatte Brückner gegen die marxistischen TheoretikerInnen wie PraktikerInnen stark gemacht, es macht deshalb Sinn, sich den veränderten Bedingungen auf der Subjektseite noch einmal genauer zuzuwenden.

Wie erwähnt – und wie Boltanski und Chiapello, aber auch die an Foucault angelehnten Studien zur sogenannten ›neoliberalen Gouvernamentalität« zeigen (vgl. dazu Bröckling et al. 2000) –, gehen mit den veränderten Arbeits- und Lebensverhältnissen, dem Abbau vieler starrer Normen und der gleichzeitigen Ausweitung der Verantwortung der Einzelnen auch neue Anforderungen oder Anrufungen an die Individuen einher: Sie sollen – unter Mobilisierung aller lebensgeschichtlich erworbenen, fachlichen, technischen, aber auch organisatorischen, sozialen, kommunikativen und emotionalen Kompetenzen – eigenständig, flexibel und kreativ aufgeworfene Problemlagen durchschauen, sich aneignen und Lösungen finden. Direkte Vorgaben und autoritäre Kontrollstrukturen werden zugunsten der Forderung nach Selbstkontrolle und permanenter Selbstevaluation abgebaut. Während in der tayloristischen Zerteilung von Arbeitsvorgängen Subjektivität eher eine Störgröße war, wird sie in der postfordistischen Produktion zur sozialtechnologisch erschließbaren Ressource.

⁴ Zwei Momente will ich hier erwähnen: *Erstens* sind ihre Überlegungen zum Kritikbegriff viel zu undifferenziert, sodass z.B. in der ›Künstlerkritik« reaktionäre Naturromantik, reformistische Projekte der Verbesserung von Arbeitsplatzbedingungen und revolutionäre Impulse der Absage an jede Verwertungslogik in ihren Analysen tendenziell zusammenfallen. Meines Erachtens können die AutorInnen auch nur durch diese mangelnde Differenzierung ihre These einer ziemlich umstandslosen Integration der ›Künstlerkritik« der Protestbewegungen in den neuen Legitimationsdiskurs aufrechterhalten, während sie in ihren Materialanalysen durchaus zeigen, dass die Forderungen der KritikerInnen nur ziemlich amputiert und oftmals um ihren eigentlichen Gehalt gebracht aufgegriffen werden konnten (vgl. z.B. ebd., S. 258). Der Preis für die Zuspitzung ihrer These ist aber hoch, weil Boltanski und Chiapello in ihren eigenen Ansätzen einer aktualisierten Kapitalismuskritik die Forderung nach einer grundsätzlichen Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise nicht mehr wirklich zu stellen vermögen. *Zweitens* überschätzen sie die Rolle der Kritik bei der Umgestaltung der Verhältnisse massiv. Sie betonen zwar an einzelnen Stellen, dass die Kapitalakkumulation einen selbstläufigen Prozess darstellt (vgl. ebd., S. 58) und Kritik nicht der einzige Motor gesellschaftlichen und ideologischen Wandels ist (vgl. ebd., S. 86f., 251), aber ihre Untersuchungsperspektive, die nur die Wechselwirkung zwischen dem legitimierenden ›Geist des Kapitalismus« und seiner Kritik analysiert, erlaubt es ihnen nicht, Ideologie systematisch auf sozioökonomische (Krisen-)Dynamiken zu beziehen. Zu einer differenzierteren Perspektive auf die Gründe für den Übergang von einer fordistischen zur postfordistischen Organisation der Produktion vergleiche (zumindest für Deutschland) die Arbeit von Hirsch und Roth (1986, S. 78–88).

Eigeninitiative ist gefordert, der/die Einzelne soll seine/ihre Arbeitskraft bzw., weil zu deren Optimierung auch persönliche Erfahrungen und Fähigkeiten genutzt werden sollen, seine/ihre ganze Persönlichkeit und seinen/ihren ganzen Lebenszusammenhang unternehmerisch verwalten und rationalisieren. Nicht mehr sollen, so zumindest die Ratgeberliteratur für die neuen Arbeitssubjekte (vgl. Bröckling 2000, 2007; Boltanski/Chiapello 1999, S. 152–187), Wünsche und Bedürfnisse ausgeklammert werden, sondern sie sollen als motivationaler Faktor in die zu vermarktende Gesamtpersönlichkeit integriert werden: Durch Selbstcoaching soll ein »innere[s] Wir-Gefühl« (Bröckling 2000, S. 160) hergestellt werden, das auch die Voraussetzung dafür ist, sich gegen Außen als kohärente Eigenmarke verkaufen zu können. Flexibilität ist dabei gefragt und die Bereitschaft, auch Risiken auf sich zu nehmen, um die eigene ›Individualität‹, die Marktvorteile bringt, stets auf die Nachfrage abstimmen zu können. Es geht um eine ständige Neuerfindung und -inszenierung seiner selbst, die noch die intimsten Regungen erfasst, wenn diese auf dem Markt nachgefragt werden.

Folge dieser Anrufungen ist eine *innere wie äußere* Entgrenzung von Arbeits- und Lebenswelt. Eine innere Entgrenzung, weil alle Regungen und Persönlichkeitsanteile für den Einsatz in der Arbeitswelt mobilisiert werden sollen. Äußerlich verschwindet die Unterscheidung zwischen Arbeit und Leben, weil auch die Freizeit zur Kultivierung der eigenen Kompetenzen genutzt werden soll. Die außerberufliche Lebenswelt soll gemäß den neuen Anforderungen durchrationalisiert und nach möglichen Ressourcen und Hemmnissen für die Selbstoptimierungen evaluiert werden. Dabei abgeworfen werden soll alles, was der Flexibilität im Wege steht: Stabilitäts- und Sicherheitswünsche, langfristige Perspektiven, Bindungen an Personen, Orte, Dinge, Leidenschaften und Werte.

Die AutorInnen, die sich mit diesen neuen Anrufungen auseinandersetzen, weisen darauf hin, dass diese zwar für manche eine spannende Herausforderung darstellen mögen,⁵ aber die Dynamik von massiven Versagensängsten beherrscht werde. Über allem steht die Drohung, schon morgen auf der Verliererseite zu stehen, aber in der individualisierenden Anrufung im allgemeinen Konkurrenzkampf ist die Verantwortung dafür bei sich selbst zu suchen. Gerade das eigene Versagen wird, so Bröcklings These, so zu einem Antriebsmoment, das die Logik der Selbststrationalisierung nur noch mehr in den Individuen verankert: Ein Versagen wird als Aufforderung verstanden, sich noch mehr zu optimieren (vgl. ebd., S. 162f.), wie Ehrenberg zeigt, wenn nötig mithilfe von leistungssteigernden Medikamenten mit Suchtpotenzial (Ehrenberg 2000, S. 105ff.).

Die Dynamik der permanenten Selbstfindung und -erfindung als neuer vorherrschender Norm findet in Erschöpfung und Depression, im sogenannten »Burn-out«, ihren Umschlag. Auch Alain Ehrenberg zeichnet eine Welt, in der »das Evangelium der persönlichen Entfaltung« und die »Kommunion des individuellen Handelns« (ebd., S. 104) die alten Verbote und Zwänge abgelöst habe. Die Individuen haben heute nicht mehr mit äußeren wie inneren Autoritätskonflikten zu kämpfen, dafür rängen sie jedoch mit dem fremden, aber auch eigenen Anspruch, sich selbst verwirklichen zu müssen. Glück sei zur individuellen Verantwortung geworden, das Scheitern dabei aber schon vorprogrammiert, wobei sich die Verbitterung darüber eben in Depressionen, aber auch in der Suche nach Sündenböcken und »kommunitären Identitäten« (ebd., S. 133) zeige.

Ehrenbergs Überlegungen zum aktuellen Medikamentenkonsum zeigen, dass die inneren Konflikte nicht wirklich verschwunden sind, sondern nur ständig und mit großer Mühe zu verdecken versucht werden (vgl. ebd., 115f.), aus Angst vor dem Verlust der eigenen Handlungs- und Leistungsfähigkeit bzw. und damit zusammenhängend, aus sehr realer Angst vor Arbeitslosigkeit und damit einhergehender finanzieller Notlage, arbeitsamtlicher Schikane und sozialer Stigmatisierung.⁶ Diese Abwehr des Offenbarwerdens von Konflikten ist umso dringender, weil es auch wenig Möglichkeiten gibt, diese in irgendeiner Form zu

⁵ Flecker und Hentges (2007) betonen, dass der Kreis dieser Personen hinsichtlich Qualifikation, Mentalität, sozialem Kapital und persönlicher Ungebundenheit »recht klar und eng abgesteckt« sei (S. 169).

⁶ Vgl. zum Feindbild »Arbeitslose« den Beitrag von Michael Wolf und zu den psychischen Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Betroffenen den Beitrag von Almuth Bruder-Bezzel in diesem Band.

externalisieren: Der globale Markt als »Weltgericht« (Bröckling 2000, S. 162), dem alle gleichermaßen unterworfen zu sein scheinen, bietet – im Gegensatz zu den alten, rigiden ›Werten‹ – aufgrund seiner Abstraktheit, Undurchschaubarkeit und Unbeständigkeit wenig konkrete Reibungsfläche (vgl. Ehrenberg 2000, S. 132f.; Sennett 1998, S. 202).

Die Betroffenen erleben die oftmals – weil die realen Handlungsspielräume sich an vielen Orten kaum verändert haben – vermeintlich erweiterte Autonomie subjektiv vor allem als stressige *Fremdbestimmung*, als eine reine Zunahme von Leistungsdruck und Arbeitspensum, und produzieren Gefühle der Ungerechtigkeit und Benachteiligung (Flecker/Hentges 2007, S. 171).

Auch die Depression und Erschöpfung können nicht nur als Folge des Scheiterns an den eigenen Autonomieansprüchen gelesen werden, sondern auch als Folge eines Konflikts zwischen unterschiedlichen Wünschen und Bedürfnissen: Sennett beschreibt sehr anschaulich die Sehnsüchte der nur vermeintlich flexiblen Menschen nach einerseits Sicherheit und Konstanz, was eine Lebensplanung ermöglichen würde, und andererseits nach engeren Kontakten und sinnerfüllteren Tätigkeiten, die den Oberflächlichkeiten des flexiblen, ständig die Kontexte verändernden Lebens entgegenstehen (vgl. 1998, S. 21, 33f., 176f.). Die Individuen verspüren durchaus Wünsche, die den Selbstführungsanrufungen widersprechen, soziale Bedürfnisse nach Nähe und Tiefe, Sicherheitsbedürfnisse, aber durchaus auch solche nach Entfaltung auch derjenigen Fähigkeiten und Interessen, die nicht marktkompatibel sind (vgl. auch Graefe 2010). Diese können auch in der Freizeit nicht wirklich entfaltet werden, nicht weil Normen dem entgegenstehen, sondern weil der Raum und aufgrund des entgrenzten Leistungsdrucks besonders die Zeit dafür fehlen.

Die Ausdrücke dieser Wünsche und neuen, bewussten und unbewussten Konflikte sind vielfältig. Sigusch spricht von einer konzentrierten Intimisierung von Kernbeziehungen als Reaktion auf die lebensweltlichen und sexuellen Ausdifferenzierungen (1998, S. 1221), Sennett bringt mit der Suche nach Gemeinschaft und zeitlosen Werten auch das Aufflammen von Nationalismus, Rassismus und religiösem Fundamentalismus in Verbindung (1998, S. 33, 127f., 176f.; vgl. auch Flecker/Hentges 2007); expliziter und struktureller Antisemitismus als verschwörungstheoretische Personalisierung der unzumutbaren ökonomischen Verhältnisse (vgl. Claussen 1987; Postone 1982) wäre sicher zu ergänzen.

Es ließe sich also wohl bei einer genaueren Analyse der Dynamiken, die hinter diesen hochaktuellen Massen- und Feindbildungsprozessen stehen, zeigen, dass in ihnen sich narzisstische Kompensationsmechanismen für eigenes Versagen angesichts der neuen Fremd- und Selbstansprüche und die vermeintlich überwundene massenpsychologische Abwehr von ängstigenden inneren Konflikten ineinander verschränken, wie dies bei den Massendynamiken des 20. Jahrhunderts immer schon der Fall war (vgl. z.B. Adorno 1951). Das bedeutet, auch wenn man von einer tendenziellen Verinnerlichung der neuen Anrufungen ausgeht, dass die These eines wirklichen *Ersatzes* der einen Dynamik durch die andere wohl kaum haltbar ist (zur Kritik der Thesen Ehrenbergs und der Gouvernamentalitätsstudien vgl. auch Rehmann 2007; Graefe 2010; Kaindl 2007, 2010).

Aber – und das halte ich für einen wichtigen Punkt – durch die Auflösung von Klassengegensätzen und innerbetrieblichen Autoritätsverhältnissen in die universelle Konkurrenz und die Installation des Marktes als unmittelbar disziplinierende Instanz sind die Reibungsflächen, an denen innere Konflikte auch als gesellschaftlich produzierte wieder in Erscheinung treten und möglicherweise zu solidarischen Kämpfen führen könnten, abstrakter und ungreifbarer geworden. Soziale Kämpfe tragen die ›vereinzelt Einzelnen‹ (Marx) im individualisierten und individualisierenden Konkurrenzkampf aus. Angesichts der abstrakten Herrschaftsverhältnisse, deren ›Sachzwangslogik‹ alle gleichermaßen unterworfen zu sein scheinen und in denen die ›Schuldigen‹ nicht mehr auszumachen sind, sind die Subjekte auf sich selbst zurückgeworfen. Zugleich verstärkt die Konfrontation mit der kaum eingrenzbaaren Übermacht des globalen Marktes und seiner permanenten Krisen bei gleichzeitigem von eben diesen Krisen mitproduziertem Abbau von wohlfahrtsstaatlichen Sicherungsnetzen massiv – und wohl zu Recht – die verspürten Ängste.

Politische Psychologie und emanzipatorische Praxis heute

Die dargelegte veränderte objektive und subjektive Situation der Individuen stellt auch neue Ansprüche und Fragen an eine aktuelle praxisnahe politische Psychologie. Bevor ich zur Deutung bestimmter konkreter Auswirkungen auf die studentischen Proteste eingehe (vgl. dazu auch Brunner 2010), will ich kurz drei grundsätzliche Problemfelder stark machen, die sich aus dem bisher Dargelegten ergeben:

Erstens stellt sich die Frage, ob nach dem Fallen gesellschaftlicher Normen und Tabuschränken im Zuge dessen, was Sigusch die »neosexuelle Revolution« (1998) nennt, die kulturrevolutionären Ideen der Befreiung von Sexualität, Partialtrieben und alternativen Beziehungs- und Lebensformen noch etwas wirklich Emanzipatorisches haben. Es ginge also darum, sehr genau zu analysieren, ob das Entgrenzungsstreben gewisser Strömungen der Neuen Linken, das sich heute z.B. in Praxisansätzen findet, die an Judith Butlers (1990, 1993) Performativitätstheorie oder an das Projekt einer permanenten »Deterritorialisierung« von Deleuze und Guattari (1980) andocken, nicht zuweilen sehr offene Türen einrennt.⁷ Vielleicht wären gegenüber der Entgrenzung eher wieder stabilere politische Identifizierungsmöglichkeiten anzubieten,⁸ wobei wohl auch die Diskussionen über konkrete Utopien weitergetrieben werden müssten, die sich nicht zuletzt nach dem Zusammenbruch der realsozialistischen Staaten neu stellen.

Zweitens ist zu fragen, mit welcher Art von Bedrohungen und Ängsten wir es zu tun haben, die die Individuen von einem Aufbegehren gegen ihre Situation abhalten. Während Brückner noch SchülerInnen und Studierende vor sich hatte, die in ihrer privilegierten Situation mit ihren Protesten außer (durchaus auch identitätsstiftender) sozialer Ausgrenzung und Ängsten vor direkter Gewalt durch den Staatsapparat und seine SympathisantInnen zumindest längerfristig wenig riskierten, sie – abgefedert durch das Kollektiv – hauptsächlich »neurotische« Ängste zu überwinden hatten, sind mit der immer prekäreren finanziellen Situation von vermehrt nebenbei lohnarbeitenden Studierenden, dem massiven Anstieg der Arbeitslosenquote und dem gleichzeitigen radikalen Abbau der sozialen Abfederungsinstanzen die Ängste der Menschen sehr viel existenzieller und auch realitätsgerechter geworden. Ein Protest hat sich heute weniger gegen politische Autoritäten und rigide Normen zu richten, über die die Marktanforderungen vormals vermittelt waren, sondern gegen den relativ unmittelbar vorherrschenden abstrakten Markt selbst. In welcher Weise können also Konflikte heute wieder konkret veräußert werden?

Drittens wird im Postfordismus *Zeit* zu einem knappen Gut (vgl. Boltanski/Chiapello 1999, S. 205), es herrscht – zumindest gefühlt – ein massiver Zeitdruck vor. Nicht nur erhöhte sich vielerorts das reale Arbeitspensum,⁹ sondern die Anrufungen des Arbeitsmarktes fordern ein Zeitmanagement bis in die Privatsphäre hinein (vgl. auch Demirović 2010, S. 155): Die »freie Zeit« soll für Praktika, zum Kontakteknüpfen, zur Akquirierung neuer Projekte und zur Optimierung und schließlich Erholung der Arbeitskraft genutzt, also kalkuliert und sparsam eingeteilt werden. Um flexibel zu bleiben, sollen auch langfristige zeitliche Bindungen möglichst vermieden werden.

Damit einhergehend verändern sich auch die *Zeitperspektiven*: Brückner und Krovoza schrieben gegen die versteinerten 1960er Jahre, dass es darum ginge, die »Zeit [wieder] als [...] *Tätigkeitsfeld*« (1972, S. 45; Hervorh. im Orig.) und die Zukunft als eine »mit dem Index qualitativer Veränderbarkeit« (ebd.) versehene wahrzunehmen. Dieses Problem scheint sich

⁷ Es sei aber positiv angemerkt, dass gerade durch die Dominanz dieser Ansätze in Teilen der heutigen Linken Subjektivität und die eigenen Verstrickungen in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse mittlerweile breit diskutiert werden.

⁸ Es ist deshalb wohl auch kein Wunder, dass Debatten um Möglichkeiten nicht identitär-ausschließender Kollektivität und um die Kollektivierung von Protest den aktuellen kritischen politisch-philosophischen Diskurs bestimmen (vgl. exemplarisch Marchart 2010 und die darin diskutierten Autoren).

⁹ Dieses wuchs durch die Vermehrung von Pflichtveranstaltungen und Prüfungen in den modularisierten, immer kürzeren Studiengängen, die zusätzlich geforderten studienbegleitenden Praktika und die Studiengebühren, die entweder ein möglichst schnelles Studieren oder aber ein Teilzeitstudium nebst Lohnarbeit erfordern, auch für die Studierenden.

heute wieder ganz neu zu stellen. Die postfordistischen Flexibilisierungsanforderungen installieren einen neuen Blick auf Zeit und Zukunft: Alle sind zwar dazu angehalten, ständig auf zukünftige Chancen auf dem Arbeits- oder Beziehungsmarkt hinzuarbeiten, gleichzeitig ist diese Zukunft aber auf die nächsten zwei bis drei Jahre beschränkt. Wo sich ständig immer alles zu wandeln scheint, ist eine darüber hinausgehende Planung nicht möglich.

Die neue Zeitökonomie macht sich auch in den studentischen politischen Gruppierungen stark bemerkbar: Erstens verschärft sich die von Brückner beschriebene Spannung zwischen der kurzen bzw. immer kürzer werdenden Studienzeit und langfristigen politischen Perspektiven. Langjährige Erfahrungsbildung, die für erfolgreiche politische Arbeit zentral ist, ist deshalb heute in unipolitischen Gruppen immer schwieriger. Zweitens und damit zusammenhängend, hat sich auch im politischen Bereich die Projektarbeit durchgesetzt. In immer neuen Zusammensetzungen planen nebeneinander viele kleine Gruppen einzelne Aktionen und fallen danach wieder auseinander. Dies hat seine Vorteile: Die Ausrichtung auf Einzelaktionen macht gerade die Attraktivität dieser Form der politischen Praxis gegenüber der mühsamen Arbeit in politischen Strukturen aus. Sie erlaubt es zudem, relativ kurzfristig und flexibel auf Situationen zu reagieren, dadurch gezielter agieren und durchaus auch mehr Aufmerksamkeit erregen zu können. Das Problem ist aber auch da die Unmöglichkeit einer kontinuierlichen Erfahrungsbildung und der fehlende Raum für Austausch und Reflexion – ein fehlender Raum für die Auswertung der durchgeführten Aktionen, aber auch für Diskussionen über grundlegende politische Strategien und Ziele.

Es ginge heute also allem voran erst einmal um einen *Kampf um Zeit*, Zeit für Analysen, politische Reflexionen, Erfahrungsaustausch und Erfahrungstradierung. Dies wäre sicher auch ein Kampf gegen den verinnerlichten *Zeitdruck*: Von diesem gilt es sich zu befreien als Voraussetzung dafür, um politisches Engagement nicht als noch eine zusätzliche Arbeitsbelastung zu empfinden.¹⁰ Andererseits hat dieser Zeitdruck natürlich sein objektives Moment, das heißt, es müsste auch objektiv arbeitsfreie Zeit gewonnen werden.¹¹

Gleichzeitig ginge es darum zu überlegen, wie wieder eine andere *Zeitperspektive* entwickelt werden könnte. Der immer nur in die unmittelbare Zukunft gerichtete Blick ist auch ein Moment der heutigen Unfähigkeit, Ideen einer grundsätzlich anderen Gesellschaft zu entwickeln oder einen Glauben an die Möglichkeit zukünftiger radikaler Veränderung (wieder) zu erlangen. Wie könnte die längerfristige Zukunft wieder zu einem eigenen Möglichkeitsfeld und nicht nur als Schauplatz undurchschaubaren ständigen Wandels wahrgenommen werden?

Raum für Reflexion müsste es aber auch – und hierin sehe ich die eigentliche Funktion der politisch-*psychologischen* Arbeit in der politischen Praxis selbst – gegenüber der eigenen Subjektivität geben, gegenüber den eigenen Wünschen, Sehnsüchten, Ängsten und Ohnmachtsgefühlen sowie den inneren Konflikten, die vielfach unbewusst Eingang in die politische Praxis finden.

So macht sich nicht nur in der Aktionsfokussierung der kleinen Gruppen, sondern auch in noch bestehenden politischen Strukturen ein zuweilen blinder Aktivismus bemerkbar. Eine

¹⁰ Vgl. dazu exemplarisch auch die im Beitrag von Miriam Anne Geoffroy in diesem Band geschilderten Generationenkonflikte um Ent- und Begrenzung von Arbeitszeit in einer emanzipatorischen Einrichtung.

¹¹ Hier beißt sich allerdings die Katze in den Schwanz: Arbeitsplatzsicherheiten, Abbau von Studiengebühren, soziale Abfederungssysteme würden natürlich Freiräume schaffen (vgl. Boltanski/Chiapello 1999, S. 508), ihr Fehlen ist aber ja gerade das, was die Selbstoptimierungsdynamik lostritt. Vielleicht weisen aber die Forderungen nach einem unbedingten Grundeinkommen in eine interessante Richtung (vgl. Gruber 2010, S. 107ff.), auch wenn diesem problematische, ausgrenzende nationalstaatliche Grenzen gesetzt sind. Auch die Bestrebungen der sogenannten ›glücklichen Arbeitslosen‹ halte ich für nicht uninteressant. Sie versuchen entgegen der sozialen Stigmatisierung und wider die arbeitsamtlichen Zwänge die staatlich abgesicherte Arbeitslosigkeit gerade als Freiraum zu nutzen. Diese veränderte Perspektive könnte vielleicht längerfristig auch bei prekär Beschäftigten und von Arbeitslosigkeit bedrohten Angestellten zu einem Abbau von Ängsten führen, was die Selbstoptimierungsspirale zumindest bremsen könnte. Allerdings wird das Problem der Armut von Arbeitslosen damit in keinsten Weise gelöst. Demgegenüber könnten Hausprojekte und Kommunen, nach denen – so zumindest mein Eindruck – die Nachfrage wieder steigt, nicht nur eine finanzielle Abfederungen bieten, sondern auch die ersehnte Solidargemeinschaft als Gegenbild zur immer stärkeren Vereinzelung. Vgl. dazu auch Sennetts Überlegungen zu einer »positiveren Sicht der Abhängigkeit«, das heißt zur Notwendigkeit eines sozialen Netzes (1998, S. 192).

solche Geschäftigkeit hatte schon Erich Fromm in den 1930er Jahren als Ausdruck von Ohnmachtsgefühlen gelesen, welche durch die rastlose Aktivität nur überdeckt werde (vgl. Fromm 1937, S. 228f.). Dieser Aktivismus entspricht den Aktivierungsanforderungen in der Arbeitswelt und führt nicht selten auch in der Politarbeit zu Burn-out-Effekten. Omnipotenzfantasien und Resignation sind hier wie dort zwei Seiten derselben Medaille. Andererseits, und das darf nicht aus dem Blick geraten, ist der immer von Größenfantasien durchzogene Glaube daran, durch das eigene Tun die Welt verändern zu können, für politisches Engagement konstitutiv.

Narzisstische Wünsche zeigen sich an vielen Orten, einerseits in den Sehnsüchten nach dem großen Kollektiv, andererseits in der gegensätzlichen narzisstischen Fantasie, selbst zu der kleinen Gruppe von Leuten zu gehören, die im Gegensatz zur großen ›dummen‹ und ›unreflektierten‹ Masse das ›richtige‹, ›kritische‹ Bewusstsein hat. Führt das eine zu einer Verflachung der Kritik und Auseinandersetzung, so das andere zur Isolierung und oft zu Spaltungsprozessen. Beide Wünsche oder Fantasien sind selbst als Effekt des alten objektiven Problems zu reflektieren, dass die große Masse, gerade weil ihr gewisse Freiräume und Reflexionsinstrumente fehlen, tatsächlich oftmals reaktionäre Züge zeigt, andererseits aber ohne Massen keine grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen zu meistern sind.

Generell könnte ein politisch-psychologischer Blick die Dynamiken in politischen Gruppen genauer beleuchten. Die Beziehungen in den politischen Gruppen schwanken zwischen dem für die kurzfristige Projektarbeit typischen oberflächlichen, instrumentellen Kontakt einerseits und sehr persönlichen Verhältnissen mit Familienersatzfunktion andererseits. Persönliche Sehnsüchte nach Nähe und Tiefe werden dabei in die politische Arbeit hineingetragen, was zwar ein emanzipatorisches Potenzial hat, weil damit das politische Tun auch tatsächlich bei eigenen Bedürfnissen ansetzt.¹² Bleiben diese Wünsche aber unreflektiert, kommt es also nicht zu einer Analyse, Kontextualisierung und damit *Politisierung* von Sehnsüchten und möglicherweise darunter liegenden inneren Konflikten, ist die Gefahr einer Intimisierung der Beziehungen in der abgeschotteten politischen Szene und eines personalisierenden Ausagierens der Konflikte groß.

Die eigenen Ängste und Ohnmachtsgefühle der Engagierten machen sich aber noch auf andere Weisen bemerkbar: allem voran in gefährlichen Feindbildungsprozessen, die den mehrheitsgesellschaftlichen nachgebildet sind. Der Kampf gegen die Marktanforderungen und die Ökonomisierung aller Lebensbereiche wird doch als zu abstrakt erlebt, es fehlt eine Reibungsfläche, Personalisierungen sind die logische Folge und auch eine problematische ›verkürzte‹ Kapitalismuskritik, die nicht gesellschaftliche Verhältnisse, sondern moralisierend die Gier von (internationalen) Banken und Großkonzernen anklagt.

Ich glaube, die *eigenen Ängste und Ohnmachtsgefühle* müssten nicht nur im Zentrum der politischen Selbstreflexionen stehen, sondern durchaus auch als politisches *Thema* auf die Agenda gesetzt werden. Wo die Ängste realitätsgerechter und die Reibungsflächen abstrakter werden, ist eine *agierende* Selbstbefreiung von Ängsten nicht mehr so unmittelbar möglich. Es bleibt wohl nur, die eigenen, aber auch die Ängste von denen, die politischen Aktivitäten eher skeptisch bis ablehnend gegenüber stehen, sehr ernst zu nehmen, ihrer Artikulation einen Raum zu geben und sie gesellschaftlich zu kontextualisieren – und zu fragen, wie die unmittelbaren Impulse in eine längerfristige praktisch-politische Arbeit einfließen können. Ihre Kontextualisierung halte ich erstens für wichtig, um sie aus der Eigenverantwortung herauszureißen und auf ihre gesellschaftliche Bedingtheit aufmerksam zu machen, das heißt, um sie zu politisieren: (Innere) Konflikte müssen wieder als solche erkennbar gemacht werden.¹³ Zweitens greift eine solche Politisierung Mechanismen der Verschiebung und Projektion vor, die sich gesellschaftlich an verschiedenen Orten niederschlagen, z.B. in individuellen Konkurrenzkämpfen oder in den beschriebenen Feindbildungsprozessen.

¹² Gerade dies war ja das Programm der Brückner'schen politischen Psychologie: Die eigenen Wünsche sollten gemeinschaftlich durchaus auch kultiviert und gegen die bestehenden Beschränkungen gehalten werden, außerdem sollte das kollektive politische Agieren die Individuen auch aus ihrer Vereinzelung herausholen und es so ermöglichen, Perspektiven einer solidarischen Kollektivität zu entwickeln.

¹³ Wahrheit, so Angelika Ebrecht-Laermann, bedeutet der Angst ins Auge zu blicken (vgl. ihren Beitrag in diesem Band).

Diese *politische* Reflexion ist auch deshalb wichtig – denn ich verstehe an diesem Punkt das Unbehagen von vielen politisch Agierenden gegenüber der Psychologie –, weil die psychologische Reflexion die Gefahr mit sich bringt, das eigene Tun in ›Selbsthilfe-Gruppen‹ zu entpolitisieren. Demgegenüber müssen die Reflexionen auf den gesellschaftlichen Rahmen bezogen werden und es ist die Größenfantasie zu vermeiden, dass die *gesellschaftlichen* Probleme individuell oder in politischen Kleingruppen und Kollektiven wirklich *gelöst* werden könnten. Ein solcher Selbstanspruch führt entweder zu ideologischen Resultaten oder, das zeigt Ehrenberg, zur Erschöpfung.

Sowohl die ›künstlerkritischen‹ Sehnsüchte nach Autonomie und universeller Selbstentfaltung wie auch die ›sozialkritischen‹ nach Sicherheit, sozialer Gerechtigkeit und solidarischer Gemeinschaft, können in einer kapitalistischen Gesellschaft keine Erfüllung finden.

So wichtig Brückners Suche nach einem »richtigeren« Leben im Falschen sein mag, so dürfen doch die Augen nicht davor verschlossen werden, dass ihr objektive Grenzen gesetzt sind, die wir stets reflektieren und thematisieren müssen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1951): Die Freudsche Theorie und die Struktur der faschistischen Propaganda. In: Dahmer, Helmut (Hg.)(1980): Analytische Sozialpsychologie. 1. Band. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 318–341.
- Boltanski, Luc & Chiapello, Ève (1999): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz 2006 (UVK Verlagsgesellschaft).
- Bröckling, Ulrich (2000): Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In: Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 131–193.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne & Lemke, Thomas (Hg.)(2000): Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Brückner, Peter (1966): Zur Pathologie des Gehorsams. In: Brückner, Peter (1983): Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie. Berlin (Wagenbach), S. 19–34.
- Brückner, Peter (1968a): Die Geburt der Kritik aus dem Geiste des Gerüchts. In: Negt, Oskar (Hg.): Die Linke antwortet Jürgen Habermas. Frankfurt/M. (Europäische Verlagsanstalt), S. 72–89.
- Brückner, Peter (1968b): Transformation des demokratischen Bewusstseins. In: Agnoli, Johannes & Brückner, Peter (Hg.): Die Transformation der Demokratie. Frankfurt/M. (Europäische Verlagsanstalt), S. 89–194.
- Brückner, Peter (1969): Zur Psychologie des Mitläufers. In: Brückner, Peter (1983): Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie. Berlin (Wagenbach), S. 57–65.
- Brückner, Peter (1970): Provokation als organisierte Selbstfreigabe. In: Brückner, Peter (1983): Selbstbefreiung. Provokation und soziale Bewegungen. Berlin (Wagenbach), S. 11–78.
- Brückner, Peter (1971): Schülerliebe. Hamburg (konkret Buchverlag).
- Brückner, Peter (1972): Nachruf auf die Kommunebewegung. In: Brückner, Peter (1983): Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie. Berlin (Wagenbach), S. 171–184.
- Brückner, Peter (1974): Paradoxien der Protestbewegung. In: Brückner, Peter (1983): Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie. Berlin (Wagenbach), S. 86–108.
- Brückner, Peter (1975): Anmerkungen zur Krise des Marxismus. Geschichte und Psychologie. In: Brückner, Peter (1984): Vom unversöhnlichen Frieden. Aufsätze zur politischen Kultur und Moral. Berlin (Wagenbach), S. 99–108.
- Brückner, Peter (1982): Psychologie und Gesellschaft. Berlin (Wagenbach).
- Brückner, Peter & Krowoza, Alfred (1972): Was heißt Politisierung der Wissenschaft und was kann sie für die Sozialwissenschaften heißen? Frankfurt/M. (Europäische Verlagsanstalt).
- Bruder-Bezzel, Almuth & Bruder, Klaus-Jürgen (1995): Peter Brückner: vorgestellt von Almuth Bruder-Bezzel und Klaus-Jürgen Bruder. Journal für Psychologie 3(2), 54–65.
- Brunner, Markus (2010): Zerstörung des Gehorsams Zur Aktualität der politischen Psychologie Peter Brückners, gerade im Hinblick auf die Uniproteste. Psychologie & Gesellschaftskritik 132/133, 25–44.
- Butler, Judith (1990): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 1991 (Suhrkamp).
- Butler, Judith (1993): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/M. 1997 (Suhrkamp).
- Claussen, Detlev (1987): Grenzen der Aufklärung: zur gesellschaftlichen Geschichte des modernen Antisemitismus. Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch).

- Deleuze, Gilles & Guattari, Félix (1980): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II, Berlin (Merve Verlag) 1992.
- Demirović, Alex (2010): Krise des Subjekts – Perspektiven der Handlungsfähigkeit. Fragen an die kritische Theorie des Subjekts. In: Demirović, Alex; Kaindl, Christina & Krovoza, Alfred (Hg.): *Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 49–64.
- Ehrenberg, Alain (2000): Die Müdigkeit, man selbst zu sein. In: Hegemann, Carl (Hg.): *Endstation Sehnsucht. Kapitalismus und Depression I*. Berlin (Alexander-Verlag), S. 103–139.
- Flecker, Jörg & Hentges, Gudrun (2007): Prekarität, Unsicherheit, Leistungsdruck. Katalysatoren eines neuen Rechtspopulismus in Europa? In: Kaindl, Christina (Hg.): *Subjekte im Neoliberalismus*. Marburg (BdWi-Verlag), S. 75–92.
- Freud, Sigmund (1927): Nachwort zur »Frage der Laienanalyse«. *GW XIV*, S. 287–296.
- Fromm, Erich (1937): Zum Gefühl der Ohnmacht. In: Dahmer, Helmut (Hg.) (1980): *Analytische Sozialpsychologie*. 1. Band. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 219–242.
- Graefe, Stefanie (2010): »Selber auch total überfordert«. Arbeitsbedingte Erschöpfung als performativer Sprechakt. In: Demirović, Alex; Kaindl, Christina & Krovoza, Alfred (Hg.): *Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 49–64.
- Gruber, Johannes (2010): Der flexible Sozialcharakter. In: Demirović, Alex; Kaindl, Christina & Krovoza, Alfred (Hg.): *Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 49–64.
- Hirsch, Joachim & Roth, Roland (1986): *Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus*. Hamburg (VSA-Verlag).
- Kaindl, Christina (2007): Frei sein, dabei sein: Subjekte im High-Tech-Kapitalismus. In: Kaindl, Christina (Hg.): *Subjekte im Neoliberalismus*. Marburg (BdWi-Verlag), S. 141–162.
- Kaindl, Christina (2010): Kritische Psychologie der Emotionen im Wandel der Produktionsweise. In: Demirović, Alex; Kaindl, Christina & Krovoza, Alfred (Hg.): *Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 49–64.
- Marchart, Oliver (2010): *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Marcuse, Herbert (1964): *Der eindimensionale Mensch*. Darmstadt, Neuwied 1967 (Luchterhand).
- Pongratz, Hans J. & Voß, G. Günter (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50, 131–158.
- Postone, Moishe (1982): Nationalsozialismus und Antisemitismus. Ein theoretischer Versuch. *Merkur* 403, 13–25.
- Rehmann, Jan (2007): Herrschaft und Subjektivierung im Neoliberalismus. Die uneingelösten Versprechen des späten Foucault und der Gouvernementalitäts-Studien. In: Kaindl, Christina (Hg.): *Subjekte im Neoliberalismus*. Marburg (BdWi-Verlag), S. 75–92.
- Ruck, Nora; Slunecko, Thomas & Riegler, Julia (2010): Kritik und Psychologie – ein verschlungenes Verhältnis. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 132/133, 45–67.
- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch*. Berlin (BvT Berliner Taschenbuch Verlag).
- Sigusch, Volkmar (1998): Die neosexuelle Revolution. Über gesellschaftliche Transformationen der Sexualität in den letzten Jahrzehnten. *Psyche* 52(12), 1193–1234.
- Wiener Kollektiv (2009): Spät im Wintersemester. In: *Unbedingte Universitäten* (Hg.) (2010): *Was passiert? Stellungnahmen zur Lage der Universität*. Zürich, Berlin (diaphanes).